Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 32

Artikel: Die Lücke

Autor: Hess, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Widerstand gegen diese Entwicklung ist undankbar, weil aussichtslos. So scheint es beim ersten Ueberprüsen. Aber sicher hat die Thurgauerin recht, wenn sie den Schweizerfrauen folgendes zu bedenken gibt: "Aber das eine dürfen wir uns nicht verwässern oder gar verdrängen lassen:



Churgauer Werktagstracht.

100

(Alischee Beimatschut.)

unsere republikanische Gesinnung, unser währschaftes, solides Schweizertum, unser — ach, man hat kein rechtes Wort in unserer Sprache für das, was ich meine. Etwas davon steht im Liedli: "Was isch doch au das heimelig", aber nicht gang alles, Gottfried Reller meint dieses Etwas auch im Fähnlein der sieben Aufrechten und hat auch kein zusammen= fassendes Wort herausgefunden. Er mußte Gedichte und Geschichten schreiben, um es zu veranschaulichen, und ganz herausgebracht hat er's auch nicht, was es war am Schweizer= geist, das ihm so lieb und teuer war — gewiß nichts Sicht= bares — es ist einfach ein Wesenszug an unserer Eigenart, den wir mit keinem anderen Land gemeinsam haben. Und Diesen toftbaren Schat mußte der Beimatschut in erster Linie hüten, nach meiner Auffassung. Da dürften dann auch wir Madchen und Frauen mithelfen. Wir mußten fogar! Für uns war's eine stille Arbeit. Jedes an seinem Plat mußte einfach durch sein Leben zeigen, was gute, echte Schweizerart ift. Dem Mann sind sie Lebenstamerad, den Rindern Mutter und Freundin. Aber auch dem Dienstmädchen sind sie Mutter und Beraterin, sie spielen nicht die Herrin, so daß es nie die bittere Bille des Rangunterschieds schluden muß. Die Mode und die modernen Tänze und all der Kram unserer Zeit ist dieser Frau nicht wichtig. Ihre Rleider sind einfach, gediegen, dem Rahmen der Gegenwart angepakt. Die Begriffe "hochelegant, chic" können nicht in ihren Kreis dringen, ebensowenig der Flirt, denn sie ist ja Suterin der Bucht und Ehrbarkeit. Sie schämt sich, wo frivol geredet wird, aber sie schämt sich nie, zu arbeiten. Sie lehrt auch ihre Rinder die Freude zur Arbeit und die Achtung vor ben Arbeitenden. Grad das lettere ift ein Faktor, der mich so wichtig dünkt. Und gerade da geben die Frauen den Ton an.

Täuschen wir uns nicht, wir Frauen sind schuld, wenn das Beste an unseren nationalen Eigenschaften verloren geht. Bon uns hängt es ab, was für ein Geist im Hause weht. Ich appelliere an alle Frauen und Maitsi in und außer dem Seimatschut: Kommt, wir wollen den Mut haben, echte Schweizerinnen zu sein, der Gesinnung nach! Wir wollen die Einfachheit, Treue, Genügsamkeit, den Fleiß, die Ehrsbarkeit und "Währschaftigkeit" unserer Altvordern auch zu unseren Tugenden zu machen suchen. Dann tun auch wir in aller Stille unseren Teil am Seimatschuß."

Die Lücke.

Das Privatinstitut Riesler will seinen Freunden und Gönnern eine Abendunterhaltung bieten. Raum sind die letten Teller und Bestede in großen, grauweißen Rörben nach der Rüche abgeschoben worden, da beginnt sich schon der Speiseraum in einen Konzertsaal umzuwandeln. Die untern Räume des Instituts sind erfüllt vom Gepolter des Bänketragens, und nur wenn ein belehrendes Kommandowort dem Durcheinander für einige Augenblide Salt ge= bietet, dringen die Weisen der Chorgesangprobe vom Musitsaale durch, und von den Uebungszellen tollen einige nettische Geigentriolen daher. Aber die ersten Gäste treffen schon einen stillen, fertigen Saal an, und allgemach erlischt und erstirbt die gange obere Reihe der hellerleuchteten Fenster, die Lichtaugen der Musikzellen bligen ab, und bald hat der untere Saal alles Leben an sich gezogen. Nur ein Zögling ist nicht erschienen, Frit Wasmann, der tüchtige Tenor. Im dunklen Zeichnungszimmer steht er, scheinbar gleichgültig, an die Fensterbrüftung gelehnt. Hier wird ihn niemand suchen, und der Gesangsdirektor wird vergeblich nach ihm fragen. Aber warum mußte er ihn gleich so barich und gereizt anfahren, als er in der Stimmpause mit Wenger plauderte? Er, Frit Wahmann, den man nach dem Urlaub auf ausdrücklichen Wunsch des Gesangslehrers sofort aum Singen abgeholt und dem die Rameraden bezeugt ha= ben, wie sehr man ihn vermißt hat an der vorletzten Probe, er hätte sich das unverwiesen erlauben dürfen. Nun die empfindliche Lude wird dann von selbst bezeugen, was Frit Wasmann gelten soll. Schon ertont das Eröffnungs= lied. Hämisch zieht der trotige Zuhörer die Mundwinkel tiefer. Diese pompöse, überlaute Hymne wird glatt ge-lingen; denn schreien kann schließlich jeder. Das will noch nicht viel heißen. Aber das nächste Lied! Frit mißt die Beit ab und überlegt: Drei Gedichte, zwei Orchesterstücklein, und dann — ja dann wird die Zeit seines Triumphes getommen sein. Ungeduldig blidt er in die Rrone der großen Ulme hinunter, die im Lichtschein der Saallampen hellgrün leuchtet. Und grasgrüne Blütentrauben trägt sie — wie armselig! Aber eigentlich — es muß auch Bäume geben, die so bescheiden blühen. Nicht jeder kann ein Kirschbaum oder Apfelbaum sein. — Da mischt sich in Frigens Trot ein Anflug von Bedauern: Der ratlose Direttor, das arme, schöne Lied! Doch nein, statt eines Dankes wird er nur Vorwürfe über sein Berbleiben einzuheimsen haben. Und was soll er antworten? Uebrigens ist es schon zu spät; das Lied wird angestimmt. Wirklich, sie wagen es! Aber kein Mißglüden! Friz muß sich auf das Nachtlied vertrösten. Er sett sich; denn manches Gedicht, manche Ginlage und einige Violin- und Klavierstude mussen erst noch abgewartet werden. Nun fällt ihm die eigene Rezitation, die "Trauer" von Gottfried Reller ein. Unwillfürlich prüft er eine un= sichere Stelle nach:

"... Die Sonne steht am Himmel, Sie sieht es und sie lacht: Was geht da für ein Zwerglein In einer Königstracht?..."

Das wird nun ausfallen mussen. Und plötzlich findet er die Strophe gar nicht mehr so lustig, wie er sie bis heute herzusagen pflegte. Doch still! Schnell hinter den Schrank getreten! Schritte nähern sich dem obern Korridor. Also doch, denkt Fritz. Aber es ist nur der Hausknecht, der seine Dachstube aufsuchen will. Nun mag die Luft endlich wieder rein sein, denkt Frit und bezieht nochmals seinen Lauerposten am Fenster. Er horcht auf: Das Nachtlied!

"Die Abendgloden rufen Das weite Tal zur Ruh"..."

Ahnen sie da unten wohl, daß er irgendwo in einer finsteren Ede zuhört? Das Lied tönt so fein und so heraussfordernd sicher, daß es Fritz scheinen will, eine heimliche Schadenfreude klinge aus dem wohlgelungenen Gesang zu ihm herauf. Und obendrein hört er nun noch sein Kellerzgedicht — von einem anderen vorgetragen. Das konnte nur der Wenger sein, den er bei der Gedichtauswahl überzboten und ausgestochen hatte. Der Tonfall verrät ihm, was Wenger eben spricht:

"... Sie sieht es und sie lacht: Was geht da für ein Zwerglein..."

Frih Waßmann denkt an keine Lüde mehr. Als würde sich ihm eine fremde, derbe Hand in die Kehle krallen, so ist ihm zumute. Er fühlt sich ausgeschlossen, einsam, und ein anderer erntet, was er sich aus lauter Eigentroh versagt hat.

Er starrt in das erleuchtete Grün der Ulme hinab und horcht weiter. Selbstquälerisch verharrt er und will alles hören, bis zum letzten Lied.

Und unten im hellen Saale strahlen die Gesichter. Berg-

haft und innig wird gesungen:

"... Schlaft in Ruh'! Gute Nacht und süße Ruh; Gottes Liebe deckt euch zu!"

Richt enden wollendes Klatschen. "Wiederholen! Wiederholen!"

Oben im Schlafsaal birgt sich einer unter den Rand der Bettdede und schluchzt ins Kissen hinein — so sehr hat ihn die Zwerggestalt seines Königtums erschreckt.

Gottfried Seg.

Aus der politischen Woche.

Boincaré, der Erretter.

Ob er diesen Titel wirklich verdient? Bis zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, ist der Erfolg ganz auf seiner Seite. Man muß sich vergegenwärtigen, in welcher Situation Frankreich war, als er die Regierung übernahm, und wie heute, acht Tage später, die Dinge stehen.

In einem ganz unmöglichen Augenblid glaubte Herriot, die Rechte der Demokratie und die Herrschaft des Kartells durch einen Regierungssturz retten zu müssen. Caillaux hatte vom Barlament Handlungsfreiheit zur Durchführung der dringendsten sichten Mahnahmen verlangt. Er hatte dies Bollmachten nötig, weil er nach den gemachten Erfahrungen mit dem Barlament nie zu einem guten Ziele gekommen wäre. Die Rechte trieb Obstruktion gegen den Mann, der ihr verhaßt war; die Linke mißtraute ihm, weil er nicht ihr Mann sein wollte, nicht sein konnte (Caillaux lehnte die Bermögensabgabe ab). Die Berwirrung stieg von Stunde zu Stunde, der Franken sank unablässig; ein Gerücht jagte das andere; die öffentliche Meinung beunruhigte sich; Panikstimmung sag in der Lust.

Und ausgerechnet in diesem Momente griff Herriot ein. Er, der Mann, den schon einmal der Widerstand der Finanz gestürzt hatte, der als Freund der Sozialisten dem eigentumssängstlichen Bürgertum verdächtig ist, er wollte den verschrenen Staatswagen wieder ins rechte Geleise stellen. Ein ganz unmögliches Unterfangen. Die Hochsinanz hatte leichtes Spiel mit ihm. Es war ihr nicht schwer, eine plögliche Frankenbaisse zu inszenieren, die genügte, dem Publikum die Angst in die Knochen sahren zu lassen. Zedermann sah den Franken unaushaltbar abwärts gleiten in den Absgrund — für die meisten Leute ist ja die Währung ein Mosterium, dem die Menschen machtlos gegenüberstehen —

und jedermann suchte nun so rasch wie möglich den Franken loszukommen. Die Banken wurden förmlich belagert; ihrer viele mukten zeitweise ihre Türen schließen, um der anstürmenden Menge Meister zu werden. Die Panik war da. Daß Herriot der Schuldige war, lag klar am Tage; denn der katastrophale Frankensturz war mit seinem Auftreten verbunden. Die Menge zog drohend vor das Palais Bourbon, wo die Rammer gerade Herriots Erklärungen anhörte und sich mit ihm um die Grundsätze der Finanzresorm herumskritt. "Nieder mit Herriot! Es sebe Poincaré!" so schried braußen die 5000köpfige Menge, und drinnen wußten die Abgeordneten, was sie Herriot für eine Antwort geben sollten. Herriot siel, die Macht ging an Poincaré über. Was die Geldmagnaten erstrebt, war Faktum geworden.

Die Psiche der Zeit ist Boincaré zweisellos günstig gestimmt. Man fühlt, daß er der Bertrauensmann der Geldsmächtigen ist und glaubt, daß es ihm gelingen werde, die stedengebliebene Staatsmaschine wieder in Gang zu sehen. Dieser Glaube wirtt sich sofort aus in der Presse und in der ganzen öffentlichen Meinung. Die "Atmosphäre des Bertrauens" ist plötzlich da, wie wenn der Wind die Wetterswolke verjagt hat und der blaue Simmel wieder über der Landschaft strahlt. Der ganze heute an die Börse gebundene Geldapparat ist eben so mimosenhaft mit der öffentlichen Stimmung verschaltet, daß ein Drud auf den Schaltknopf im Bureau des Großsinanziers genügt, um über ein Land wirtschaftlichen Sturm oder schönes Wetter ziehen zu lassen.

Es erschien dieser Tage eben recht wie eine Beweis= führung für die These von der Berknüpftheit von Politik und Hochfinang das Buch eines schweizerischen Politikers. "Die imperialistische Politik im fernen Often" betitelt sich dieses Buch. *) Der Verfasser, Herr Nationalrat Ernst Reinhard, Präsident der Schweiz. sozialdemokratischen Partei, hat sich die Aufgabe gestellt, die Grundzüge der weltpolis tischen Entwicklung im fernen Osten, d. h. in China, Ja= pan, Hinter= und Borderindien, klarzulegen. Er hat ein weitschichtiges Material mit großem Fleiß und mit nicht alltäglichem Geschick verarbeitet, und zwar so verarbeitet, daß der Zusammenhang zwischen den Expansionsaktionen der finanziellen Machtgruppen in den imperialistischen Ländern Europas, Amerikas und Asiens und den wichtigsten politischen Ereignissen der Neuzeit flar zu Tage tritt. Es ist zu er= warten, daß dieses Buch in politischen Kreisen des Inund Auslandes starke Beachtung finden wird, weil es wirklich überzeugend und zugleich leicht lesbar die großen welt= politischen Linien zieht und dabei Erkenntnisse pflanzt, die verdienten, daß sie Gemeingut der gebildeten Welt würden. Gewiß, es fann den Bölkern aller Länder nicht eindrüdlich genug vor Augen gestellt werden, wie sehr sie das Wertzeug in der Sand einiger weniger Geldkönige sind und von diesen zu eigennütigen Erwerbsaktionen migbraucht werden. Die meisten Kriege sind großzügige Unternehmungen von Finanggruppen, die nichts weniger als das Wohl der Bölfer im Auge haben. Reinhard geht die Gedankengänge der marxistischen Schule; in der Methode und im Stil vielglücklicher als viele seiner Gesinnungsfreunde. Roch vermissen wir bei ihm aber die flare Erfenntnis der Mächte, deren Spiel er zu ergrunden sucht. Er stedt noch in der Befangenheit der sozialistischen Dottrin, wenn er die Begriffe Rapitalismus und Rapital anwendet. Es fingt noch etwas mit von dem falschen ethischen Pathos des sozialistischen Red= ners, das immer Schlechtigkeit und Bosheit glaubt strafen zu mussen. Er hat gewiß unsere Zustimmung, wenn er das an China verübte Unrecht — der dinesischen Frage ist der Hauptteil des Buches gewidmet — geißelt und die europäische Deffentlichkeit zum Widerstande gegen die imperialistischen Absichten der Großmächte aufruft, indem er die Rache des erstartten und emanzipierten fünftigen Chinas vor uns her=

^{*)} Berlag Ernst Bircher A.-G., Bern und Leipzig, 234 Seiten Oltab mit neun Kartenstiggen.